

ro  
ro  
ro

LESE-  
PROBE

ANNA  
McPARTLIN

Für immer  
Rabbit  
Hayes

ROMAN





Jedem Ende  
wohnt ein  
Anfang inne.

Die 41-jährige Mia Hayes, genannt «Rabbit», stirbt an Krebs. Sie hinterlässt eine große Lücke im Leben ihrer Eltern, ihrer Geschwister, ihrer besten Freundin – und vor allem der 12-jährigen Tochter Juliet. Rabbits Mutter verliert ihren unerschütterlichen Glauben und fast auch die Liebe zu ihrem Mann. David, Rabbits Bruder, muss mit der auferlegten Vaterrolle zurechtkommen, denn Juliet lebt jetzt bei ihm. Grace, Rabbits Schwester, findet heraus, dass auch in ihr die Gefahr schlummert, zu erkranken – das lässt sie zu drastischen Maßnahmen greifen. Und Juliet könnte ihre Mutter mehr gebrauchen denn je: Sie hat sich zum ersten Mal in ihrem Leben verliebt.



## Davey

Eine Stunde nach dem Tod seiner Schwester verließ Davey völlig traumatisiert das Hospiz, stieg in sein Auto und fuhr zu ihr nach Hause, wo seine Freundin Mabel auf ihn wartete. Sie war die Tourmanagerin der amerikanischen Countrysängerin Casey und außerdem ihre Frau. Davey hatte Caseys Tournee neun Tage früher verlassen, als der Anruf gekommen war, dass Rabbit in ein Hospiz verlegt werden würde. Er hatte sofort gewusst, dass das das Ende war – anders als seine verrückten Eltern, die immer noch, bis zur letzten Sekunde, nach einem Heilmittel und/oder einem Wunder gesucht hatten.

Casey hatte ihn in seinem Entschluss unterstützt, die Tour abubrechen. Davey war mehr als nur ihr Schlagzeuger, er war ihr engster Freund, und das schon seit vielen Jahren. Casey kannte seine ganze Familie. Sie litt mit ihm, der Verlust von Rabbit war niederschmetternd. Aber sie befand sich nun mal auf Tournee. Sie hatte Ver-

pflichtungen. Ganze Stadien voller Menschen wollten unterhalten werden. Sie konnte nicht an der Seite ihres besten Freundes sein, also hatte sie ihm das Zweitbeste geschickt, was sie hatte: die Mutter ihrer Kinder. Bevor Mabel zu Davey nach Irland kam, hatte sie ihm einen Flug organisiert. Casey hatte ihm versichert, dass sie auch ohne ihn irgendwie zurechtkommen würde und dass sein Drum-Techniker sich blind mit seinem Schlagzeug auskannte.

«Gewöhn dich bloß nicht zu sehr an ihn», hatte er gesagt.

«Auf keinen Fall», hatte sie erwidert. Das war tröstlich, denn vor neun Tagen war sein Job als Caseys Drummer alles gewesen, was er hatte. Mabel hatte ihre Kinder in einem Tourbus zurückgelassen, damit sie in Caseys Abwesenheit bei Davey sein konnte.

Davey hatte gute Freunde, er besaß ein starkes Netzwerk in Nashville, was einer der Gründe war, weshalb er gegen seine Familie angekämpft und seine Schwester bekümmert hatte, ihm die Chance zu geben, deren zwölfjährige Tochter aufzuziehen. Es war weder sein Plan noch seine Absicht gewesen, sich als Vormund vorzuschlagen, aber im Laufe der acht langen Tage und Nächte, in denen er seiner Schwester beim Sterben zugesehen und den Dis-

kussionen zugehört hatte, wer in der Lage wäre, für Juliet zu sorgen, hatte er plötzlich gedacht: Warum eigentlich nicht ich? Seine Eltern waren zu alt, und seine Schwester hatte bereits vier Jungs, mit denen sie in einem winzigen Haus lebte. Warum also nicht er, der Typ mit mehr Geld als Verstand, ohne Frau, ohne Kinder und mit einem riesigen Loch in seinem Leben, das es zu füllen galt?

Jedenfalls hatte Juliet ihn ausgewählt. Sie hatten schon immer eine ganz besonders enge Beziehung zueinander gehabt, obwohl sie so weit voneinander entfernt gelebt hatten. Sie wusste, dass er genügend Platz in seinem Haus und in seinem Herzen für sie hatte. Was sie allerdings nicht wusste, war, wie impulsiv, selbstüchtig, verkorkst und planlos er war. In ihren letzten Tagen hatte Rabbit zugestimmt, ihre Tochter an Davey zu übergeben. Der Rest der Familie hatte sich ziemlich darüber aufgeregt, aber sie war unerschütterlich gewesen. «Liebe sie einfach, Davey, mehr braucht der Mensch nicht.» Aber natürlich hatte der Krebs da schon auf ihr Gehirn übergreifen. *Was hab ich mir nur dabei gedacht? Was hat sie sich dabei gedacht? Selbst mit Krebs im Gehirn war unsere Rabbit doch zu klug, um sich auf so was einzulassen. Oh Gott, die anderen haben total recht, ich bin ein Großmaul! Was hab ich bloß getan?*

Er ging durch die Tür, unrasiert, hungrig, aber ihm war schlecht, und er war zu traurig, um etwas herunterzukriegen. Mabel reichte ihm eine Tasse schwarzen Kaffee. Der Geruch reichte schon, um ihm Kopfschmerzen zu bereiten. Er musste unbedingt duschen und die Kleider ausziehen, die nach Desinfektionsmittel und Tod rochen. Also stellte sie ihm die Dusche an und legte ihm Handtücher hin, dann führte sie ihn ins Badezimmer, weil er aus Versehen gegen eine Wand gelaufen war, als ob sein GPS nicht mehr richtig funktionierte. Sie sagte, dass alles wieder gut werden würde, und strich ihm übers Haar, als wäre er ein Kind und sie seine Mutter. Sie schob ihn durch die Badezimmertür und ließ ihn vollständig angezogen vor einer donnernden Dusche stehen, die das Zimmer mit heißem Wasserdampf füllte. Eine Weile stand er nur da und sah zu, wie das Wasser auf die Fliesen prasselte, und noch länger stand er unter der Dusche, ertrank dabei, körperlich und emotional.

Als er völlig durchweicht und eher noch elender als erfrischt darunter hervortrat, hörte er, wie Mabel am Telefon mit Casey sprach. «Es ist schlimm», sagte sie. «Echt schlimm.»

Sie hatte recht. Genau das war es. Er schaute in den Spiegel. Man sah ihm den Schmerz an, er war in neun

Tagen um zehn Jahre gealtert. Er war vierundvierzig und sah immer noch gut aus, wie man es von einem verwöhnten Musiker erwarten konnte, aber jetzt war er völlig erschöpft.

Er fürchtete sich davor, Juliet vom Tod ihrer Mutter erzählen zu müssen. Er wollte sie nicht aufwecken. Solange sie schlief, war ihre Mutter für sie noch am Leben. Also saß er schweigend neben Mabel und wartete darauf, dass das Kind aufwachte, dass er ihre Schritte im Stockwerk über ihnen hörte, das Trappeln, wenn sie eilig zum Badezimmer lief, das Schließen der Tür und das Öffnen, Juliets Füße auf der Treppe, das Knarren der letzten Stufe. Er spürte, wie Mabel ganz steif wurde. Von seinem Stuhl aus hatte er die Küchentür im Blick.

Juliet kam herein. Sie trug einen Pyjama mit roten Sternchen darauf; ihr langes braunes Haar war frisch gebürstet und fiel ihr über den Rücken. Sie sah exakt so aus wie ihre Mutter in dem Alter, abgesehen von der Hornbrille und dem abgeklebten Auge, die Rabbit so viele Jahre lang hatte tragen müssen. Sie starrte ihren geduschten, aber völlig derangierten Onkel an, der neben seiner Tourneemanagerin saß, der hochgewachsenen, kakaobraunen, glatzköpfigen, imposanten Rock-and-Roll-Mabel. Beide standen ganz offensichtlich völlig

neben sich und gaben sich alle Mühe, ihre Gefühle in den Griff zu bekommen.

«Oh», flüsterte sie.

«Es tut mir so leid, Bunny», sagte er. Er stand auf, und sie wich automatisch einen Schritt zurück.

«Okay», sagte sie und verschränkte die Arme, fast, als wollte sie sich selbst umarmen. «Ist okay», sagte sie. Er kam auf sie zu, um sie in den Arm zu nehmen, aber sie wich immer weiter zurück. Sie wollte nicht berührt werden. Er verstand sofort.

«Ich bin da», sagte er und meinte es genau so, obwohl er gleichzeitig den Drang verspürte zu fliehen.

Sie setzte sich ganz still an den Tisch, und sie weinte nicht. Sie fieselte an dem Ei herum, das Mabel für sie gekocht hatte, und bat nach ein paar Minuten, wieder gehen zu dürfen.

«Natürlich, Bunny», sagte er. «Natürlich.»

Sie schob ihren Stuhl zurück. «Nenn mich nicht Bunny», sagte sie. «Rabbit ist tot. Ich bin nicht mehr ihr Häschen.»

Mabel wandte sich ab und konzentrierte sich auf den Herd, wobei sie sich über den rasierten Kopf strich, was sie nur tat, wenn sie Angst hatte, unter Stress stand oder völlig überwältigt war. Davey bemerkte, dass Juliet

Mabels Glatze anstarrte, wenn auch nur ein, zwei Sekunden lang. Anders als Rabbits war Mabels Kahlheit ihre freie Entscheidung. Sie war eine gesunde, fitte Frau in der Blüte ihrer Jahre. Trotz ihrer Beklommenheit sah sie stark und wild aus und strotzte nur so vor Lebendigkeit. Davey fragte sich, ob das Kind wohl gerade an den grauen, weichen, schorfigen, wunden Schädel ihrer sterbenden Mutter dachte. Er legte sich die Hände auf die Schläfen. Eine Migräne kündigte sich an.

Juliet lief die Treppe hoch, sie nahm immer zwei Stufen auf einmal, ging direkt ins Zimmer ihrer Mutter, wickelte sich in deren Bettdecke ein und schlief mit Rabbits Kissen in den Armen bis zum späten Nachmittag. Und Davey? Er saß die ganze Zeit nur auf dem Stuhl in der Küche seiner toten Schwester und fragte sich, was zum Teufel er jetzt tun sollte.

*Du wirst eine Menge Fehler machen, und das macht überhaupt nichts, solange sie sich geliebt fühlt. Mehr braucht man nicht,* sagte Rabbit in seinem Kopf.

«Ich hab dich lieb», brüllte Davey die Treppe hinauf.  
*Ach, Rabbit, was zum Teufel haben wir nur getan?*

## Grace

Grace steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür. Ihr Mann Lenny und ihre fünf Jungs saßen allesamt auf der Treppe und warteten schon auf sie. Sie hatte aus dem Auto angerufen.

«Sie ist tot.» Mehr brachte sie nicht hervor.

Lenny kam auf sie zu und nahm sie in die Arme. «Es tut mir so leid, Gracie», sagte er.

«Danke», erwiderte sie.

«Tut mir leid, Ma», sagte ihr Ältester Stephen. Der Achtzehnjährige ging schon aufs College und würde dort vermutlich scheitern. Lenny trat zur Seite, damit Stephen seine Mutter umarmen konnte.

Als Nächster kam der sechzehnjährige Bernard. «Ich hab dich lieb, Ma», sagte er. Bernard war sportverrückt. Er lebte praktisch auf dem Spielfeld und liebte seine Mammy über alles und stand dazu. Wenn andere Kinder deswegen über ihn lachten, dann war ihm das egal. Bernard war, was seine Granny Molly einen Schatz nannte.

«Ich weiß, mein Sohn. Ich hab dich auch lieb», sagte sie.

Er umarmte seine Mutter nicht, sondern musterte sie nur. «Du siehst scheiße aus, Ma», stellte er fest. Das war nicht grausam, sondern nur ehrlich. Ryan war Grace' Problemkind, er neigte dazu, Grenzen zu übertreten. Er hatte seinen Mitschülern schon Handys gestohlen, sie an einen chinesischen Handyshop verkauft und an der Börse gezockt. Das Kind hatte sich dabei als finanzielles Genie erwiesen. Als er schließlich erwischt wurde, konnte er allen geprellten Kindern genug Geld zurückgeben, dass sie sich neue Handys kaufen konnten. Dann drehte er eine Entschuldigungsrunde durch die Schule, wobei er den Krebs seiner Tante Rabbit als Grund für sein Fehlverhalten anführte. *Der kleine Scheißer*. Er kam damit durch, aber Grace beobachtete ihn seitdem mit Argusaugen. «Ich könnte dir ein Bad einlassen?», bot er an, aber sie schüttelte nur den Kopf.

«Nein, danke, Sohn. Ich bin so müde, dass ich vermutlich dabei ertrinken würde.» Lenny verschwand in der Küche, und sie hörte, wie er den Kessel aufsetzte und anfang zu kochen.

«Hatte sie Angst, Ma?», fragte Bernard.

«Nein, mein Schatz.»

«Woher weißt du das?», fragte Ryan.

«Ich weiß es eben.»

Der neunjährige Jeffery, Grace' jüngster Sohn, saß auf den Stufen und trug einen viel zu engen Trainingsanzug. Grace setzte sich neben ihn.

«Alles okay mit dir?», fragte sie.

Das war zu viel für Jeffery gewesen, und er hatte die Nerven verloren.

«Du warst dort, und das ist genug.»

«Ich bin ein Baby», erwiderte er.

«Nein, bist du nicht.»

«Ryan sagt das auch.»

«Ryan, nenn deinen Bruder nicht Baby.»

«Fürs Protokoll: Ich habe ihn ein speckiges, heulendes Buddha-Baby genannt», sagte Ryan, und Grace war zu erschöpft, um ihn zurechtzuweisen.

«Hör nicht auf ihn, Jeff, du machst das alles prima.»

«Ich habe vier Pfund abgenommen, Ma», sagte Jeffery.

«Ich bin auch sehr stolz auf dich.»

Als der Arzt Übergewicht bei ihrem jüngsten Sohn diagnostiziert und die Befürchtung geäußert hatte, er könne Diabetes entwickeln, war sie völlig schockiert gewesen. Wie hatte sie das zulassen können? Diabetes? Das Kind war noch nicht einmal zehn Jahre alt. Sie hatte sich

selbst dafür gehasst. *Ich werde das rückgängig machen.* Jefferys Leben hatte sich an diesem Tag von Grund auf geändert. Seitdem musste er regelmäßig Sport machen, durfte nur noch Wasser trinken und Gemüse essen – er hasste jede einzelne Sekunde seines neuen Lebens. Dennoch gab er sein Bestes, hauptsächlich deshalb, weil er aus irgendeinem Grund Angst hatte, seine Beine zu verlieren. Grace war eben keine sehr feinfühlige Person.

«Willst du so krank werden wie deine Tante Rabbit?», fragte sie, wenn er seinen Salat nicht essen wollte.

«Sie hat Krebs, Ma.»

«Diabetes ist noch viel schlimmer.»

«Was? Auf keinen Fall. Nichts ist schlimmer als Krebs.»

«Wir können ja noch mal darüber reden, wenn du auf zwei Beinstümpfen durch die Gegend humpelst.»

Also jammerte Jeffery zwar über seine neue Diät, war aber auch sehr entschlossen. *Vier Pfund abgenommen, Rabbit.*

Grace war schon immer und immer noch eine wilde Schönheit, üppig und bildhübsch, aber sie hatte, seit sie denken konnte, die Neigung, schnell zuzunehmen, und musste auf ihr Gewicht achten. Rabbit dagegen war hochgewachsen und schlank gewesen. Sie konnte immer alles essen, ohne zuzunehmen. Grace hatte immer ge-

sagt, Rabbit hätte eben das ganze Glück abbekommen, aber das war vor dem Krebs gewesen. Jetzt saß Grace auf der Treppe und umarmte ihren Jüngsten. Ryan versuchte, sich an ihnen vorbeizudrängen.

«Aus dem Weg, Fetti.»

Grace stand auf, um ihn durchzulassen.

«Hör auf damit, Ryan, bitte.»

Sobald sie sich umdrehte, zeigte Ryan Jeffery den Mittelfinger.

«Zeig deinem Bruder nicht den Stinkefinger», sagte Lenny, der in diesem Moment aus der Küche trat.

Grace half Jeff auf. «Hast du noch was auf dem Herzen, mein Kleiner?», fragte sie.

«Ja.»

«Was?»

«Ich bin am Verhungern.»

«Eier zum Frühstück», sagte Lenny.

«Ich muss mich hinlegen», sagte sie.

«Ja, geh du nur ins Bett, Liebling. Ich wecke dich in ein paar Stunden wieder», sagte Lenny und küsste sie auf die Wange. Sie schaute in seine freundlichen Augen und strich ein Haar aus seinem schönen Gesicht. Er flüsterte «Ich liebe dich» und folgte seinem hungrigen Sohn.

«Eier sind eklig», rief Jeffery aus der Küche.

«Eier sind proteinreich», entgegnete sie.

Sie bemerkte einen Stapel ungeöffneter Briefe, die sich im Laufe der letzten Woche angesammelt hatten. Sie stieg die Treppe hoch und sah sie dabei zerstreut durch: hauptsächlich Rechnungen, ein Katalog von einem Reiseunternehmen, mit dem sie vor zehn Jahren einmal in die Ferien gefahren waren, und noch alles Mögliche andere. Als sie die Tür zu ihrem Schlafzimmer öffnete, fiel ein kleiner weißer Umschlag zu Boden. Die Adresse war mit Hand daraufgekritzelt, und er trug keinen Firmenstempel. Sie öffnete den Umschlag in der Erwartung, irgendeine Einladung oder vielleicht eine Beileidskarte von einem Nachbarn zu finden, der gehört hatte, dass Rabbit im Sterben lag. *Tot. Jetzt ist sie tot.* Sie schloss die Tür ihres Schlafzimmers und merkte erst dann, dass die Karte vom St.-James-Krankenhaus war, wo sie vor ein paar Wochen hatte testen lassen, ob sie eine erbliche Vorbelastung für Brustkrebs hatte. Ihr Herz begann zu rasen, der Puls trommelte in ihrer Halsschlagader und an ihren Handgelenken. Ihre Hände waren schweißnass, die Knie weich, und sie sah plötzlich nur noch verschwommen, die Worte schienen vom Papier zu gleiten. Sie war positiv getestet worden, sie besaß das BRCA-2-Gen. Das Gen hatte eine lange Seriennummer. *Hat diese*

*Nummer Rabbit getötet?* Im Brief stand außerdem, dass sie jetzt ins Hochrisiko-Register aufgenommen worden sei. Man riet ihr, einen Beratungstermin zu vereinbaren. Ihre Knie gaben langsam nach, und sie ließ sich auf den Fußboden sinken, wo sie sich zu einem Ball zusammenrollte und sich die Augen ausweinte.

Grace hatte lange geschwankt, den Test zu machen, seit ihre Schwester vor vier Jahren die Diagnose bekommen hatte. Sie hatte mit ihrer Mutter darüber gesprochen. Aber natürlich hatte Molly nicht darüber reden wollen und es für eine furchtbare Idee gehalten: «Wenn man nach Problemen sucht, findet man auch welche.»

«Aber Rabbit hat Krebs, Ma.»

«Ich habe keinen Krebs und bin schon in den Siebzigern. Rabbit hatte einfach Pech.»

«Rabbit hat das Gen.»

«Weil sie verdammt noch mal Pech hatte.»

«Ja, aber woher kommt das Pech?», fragte Grace. «Glaubst du, dass der Krebs Nanna Mulveys Herzstillstand verursacht hat?»

«Mach dich nicht lächerlich, von Krebs bekommt man doch keinen Herzinfarkt.»

«Was, wenn sie Krebs hatte und es nur nicht wusste?»

«Krebs ist kaum zu übersehen, Liebes.»

«Woran ist denn ihre Schwester gestorben?», fragte Grace. Molly konnte sich nicht daran erinnern. Sie war vor Mollys Geburt gestorben, und Mollys Mutter sprach nicht gern über sie.

«Wie alt war sie, als sie starb?»

«Ich weiß nicht, zwanzig oder so», antwortete Molly.

«Mist. Vielleicht war es Krebs.»

«Ich glaube, es war Polio.»

«Ist das das mit der Eisernen Lunge?»

«Nein, das ist Tuberkulose, die hatte dein Großonkel Maurice, wobei es sein kann, dass Nanna auch ein bisschen TB hatte, das grassierte damals ziemlich.»

«Also haben Kinderlähmung und ein bisschen Tuberkulose sie getötet?»

«Wer weiß, mein Liebling. Wenn sie auch nur ein bisschen so war wie meine Mutter, dann war es vermutlich der Kummer, der sie schließlich umgebracht hat.»

«Gut», sagte Grace. «Also kein Krebs von deiner Seite?»

«Kein Krebs», bekräftigte Molly.

«Was ist mit Dads Mutter?»

Molly wandte sich ab und ging zum Ausguss, um dort geräuschvoll mit den Pfannen zu klappern und mit

Wasser herumzuspritzen. Aber Grace ließ sich nicht abschrecken.

«Ma?», sagte sie, nahm sich ein Küchenhandtuch und machte sich bereit, eine saubere Pfanne in Empfang zu nehmen.

«Damals hat man das nicht so genannt. Man hat überhaupt nicht viel geredet, schon gar nicht über Krankheit und Tod, und dein Dad war damals noch ein Kind», sagte Molly.

«Krebs?», fragte Grace.

«Sein Vater wollte nichts sagen, daher konnten wir es nur vermuten.»

Grace wurde es ganz schwer ums Herz.

«Wie alt war sie?», fragte sie.

«Anfang dreißig, glaube ich», antwortete Molly.

«Also liegt der Krebs in der Familie.»

«Da können wir nicht sicher sein, außerdem bist du schon älter als die beiden, als sie die Diagnose erhalten haben.»

«Aber so funktioniert das nicht, Ma!», wandte Grace ein.

«Na, dein Dad hat doch auch keinen Krebs, oder?»

«Nein, Ma, hat er nicht, aber darum geht es auch nicht.»

«Du hast das Gen nicht, Grace, und jetzt will ich nichts mehr davon hören.» Damit war das Gespräch beendet gewesen.

Grace hatte diesen Gedanken ins hinterste Kämmerchen ihres Bewusstseins geschoben, wo er geblieben war und immer weiter an ihr genagt hatte, genau wie der Krebs an ihrer Schwester fraß. Aber als klar war, dass Rabbit nicht mehr geheilt werden würde, hatte Grace beschlossen, die Sache dennoch anzugehen. Sie hatte mit niemandem darüber gesprochen – es war besser, die Sache für sich zu behalten. Wenn das Ergebnis negativ wäre, gäbe es ohnehin keinen Grund mehr. Die Wahrheit war lang gewesen, und es hatte über ein Jahr gedauert, bis sie den Beratungstermin bekommen hatte, und als sie endlich einen hatte, hatte sie ernsthaft überlegt, ob sie hingehen sollte. Aber nach sechs Wochen innerer Quälerei war Grace zu dem Schluss gekommen, dass sie keine andere Wahl hatte, als den Test machen zu lassen. Sie hatte all ihren Mut zusammengenommen und war durch jene Tür gegangen, während sie sich selbst zu beruhigen versucht hatte: *Vermutlich ist alles gut.*

Nur dass nicht alles gut war. Rabbit war tot, und sie trug das Gen in sich. Sie steckte in den Wechseljahren und hatte das Gen. Sie hatte vier Jungs, der Jüngste war

erst knapp zehn, und sie hatte das Gen. Sie hatte nichts von all den Dingen getan, die sie hatte tun wollen, zum Beispiel ein Flugzeug zu fliegen oder auf einen Berg zu klettern oder sich einen Job zu suchen, der sie mit Leidenschaft erfüllte, und dann hatte sie noch dieses beschissene, verdammte Kack-Gen. Zwei geschlagene Stunden lang lag sie auf dem Fußboden des Schlafzimmers, völlig verstört. Als sie hörte, wie Lenny die Stufen hinaufkam, rappelte sie sich auf und versteckte sich im Badezimmer. Sie ließ das Wasser laufen und wusch sich das tränenverschmierte Gesicht.

Lenny steckte den Kopf durch die Tür.

«Hast du etwas geschlafen, Schatz?», fragte er.

«Ja», log sie. Er drehte sie an der Schulter zu sich herum, um sie anzusehen. Dann legte er ihr die Hand auf die Stirn.

«Ryan hat recht, du siehst scheiße aus.»

*Ich habe das Gen.*

«Hoffentlich brütetest du nichts aus.»

*Ich habe das Gen.*

«Meine Schwester ist gerade gestorben.»

*Ich habe das Gen.*

«Ich weiß, Schatz», sagte er, nahm sie in die Arme und drückte sie an sich.

*Ich habe das Gen.*

«Soll ich dir was zu essen machen?»

*Ich habe das Gen.*

«Danke, Lenny.»

«Du bist doch bestimmt kurz vorm Verhungern.»

«Nein, mir geht es prima.»

*Ich habe das Gen.*

Er küsste sie auf die Wange.

«Ich weiß, dass das ein abgenutzter Spruch ist, aber alles wird gut», sagte er.

«Ich weiß», log sie.

*Nur dass ich das Gen habe.*

## Juliet

Juliet stand um drei Uhr nachmittags aus dem Bett ihrer Mutter auf. Davey war inzwischen vor Erschöpfung eingeschlafen. Sie hörte, dass Mabel in der Küche auf ihrem Computer tippte. Sie zog sich an und schlich hinaus. Sie wollte die Erwachsenen nicht darauf aufmerksam machen, dass sie wieder wach war. Sie würden ihr nur Essen machen wollen, sie streicheln, umarmen oder mit ihr reden wollen. Aber sie wollte weder Essen noch Trost, sie wollte sich nur kurz die Beine vertreten. Sie ging auf die Straße. Ihr Nachbar Kyle musste sie von seinem Fenster aus beobachtet haben, denn er war sofort mit seinem Fahrrad neben ihr.

«Ich hab's gehört», sagte er. Juliet ging weiter.

«Tut mir leid», sagte er.

«Was tut dir leid? Du hast sie ja nicht umgebracht.»

«Nein, aber es ist scheiße, deshalb tut's mir leid», sagte er.

«Danke.»

«Und was jetzt?»

«Ich ziehe mit Davey nach Amerika.»

Er blieb ruckartig stehen. «Was?», rief er aus.

«Ich werde bei Davey wohnen.»

«Äh, nein», sagte er.

«Doch, genau so wird es sein, Kyle.»

«Aber ...»

«Aber was? Hast du geglaubt, dass ich weiter im Haus gegenüber von dir wohnen werde und alles beim Alten bleibt?»

«Nein, aber ...»

«Nein. Nichts bleibt beim Alten. Meine Ma ist tot. Mein Leben hier ist vorbei.»

«Das ist ja heftig», sagte er.

«Ja, das ist es», sagte sie, und eine Träne rann ihr die Wange hinab. Es war real, ihre Mutter war tot, und sie würde mit einem Onkel nach Amerika ziehen, den sie anheimelte, aber nicht besonders gut kannte. Sie hatte sich in den letzten Lebenstagen ihrer Mutter an ihm festgehalten. Er war da für sie. Er half ihr. Er war freundlich und widmete ihr Zeit, während ihre Großeltern damit beschäftigt waren, Wunderheilern hinterherzujagen. Grace wiederum teilte ihre Zeit zwischen Rabbit und ihren vier Jungs auf. Sie wollte ihr nicht zur Last fallen.

Ihre Großmutter hatte vor zwei Tagen einen leichten Herzanfall erlitten. Grace war auch so schon gestresst, und Rabbit brauchte Seelenfrieden. Daher ergab es Sinn, sich an Davey zu halten. Er wollte sie bei sich haben. Sie wollte ihn nicht enttäuschen. Sie wollte überhaupt niemanden enttäuschen. Aber das war gewesen, als ihre Mutter noch beruhigt werden musste. Jetzt, nach Rabbits Tod und bei Tageslicht besehen, machte es ihr Angst, mit einem mehr oder weniger Fremden in ein fremdes Land zu ziehen.

Sie setzte sich auf die Mauer zum Nachbargrundstück. Kyle setzte sich vor ihr auf sein Fahrrad.

«Ich werd dich echt vermissen, Juliet.»

«Ich dich auch», sagte sie.

«Ich glaub, dass ich dich vielleicht liebe», sagte er und lief tomatenrot an.

«Du bist zwölf, Kyle», sagte sie mit der Geringschätzung, die ihre Großmutter immer so perfekt zum Ausdruck bringen konnte.

«Ich weiß.»

«Damit kann ich mich nicht auch noch beschäftigen», sagte sie, stand auf und ging wieder in Richtung nach Hause.

«Sorry», sagte er. «Meine Schuld.»

Sie ging zurück ins Haus, schleppte sich die Stufen hinauf und verkroch sich wieder im Schlafzimmer ihrer Mutter. Sie schaute aus dem Fenster. Kyle saß immer noch draußen vor dem Haus auf seinem Fahrrad.

*Spinner*, dachte sie, aber obwohl ihre ganze Welt auf den Kopf gestellt war, trotz ihrer Verwirrung und ihres Schmerzes, ihrer Angst und ihrer Wut schlich sich ein winziges Lächeln auf ihre Lippen, als sie in den weiten blauen Himmel hinaufschaute. Sie stellte sich vor, wie ihre Ma im Gras lag, eine Sonnenbrille auf der Nase, und ebenfalls in den Himmel hinaufschaute. In ihrem Kopf stand sie neben ihr.

*Was machst du da, Ma?*

*Ich genieße die Aussicht.*

Juliet sah sich in dem kleinen Garten um. Das Gras wuchs ungleichmäßig und hatte moosige Stellen, der Zaun war schief, und ihr Spielhaus kaputt. *Welche Aussicht?*

*Manche Leute wohnen in tollen Häusern am Meer, aber wir alle sehen den Himmel, Bunny. Ist er nicht wunderschön?* Juliet legte sich neben ihre Ma und schaute in das Blau hinauf ... Sie atmete tief durch, und ihr wurde ganz warm ums Herz.

*Ja, Ma*, sagte sie. Dann verblasste das Bild, sie stand

wieder allein da, und ihr wurde kalt. Sie ging ins Bett und schlüpfte unter die Decke ihrer Mutter, umschlang das Kissen ihrer Mutter und atmete ihren Duft ein.

*Du bist immer noch hier, du bist im Hospiz, und ich besuche dich heute Abend. Ich werde dir die Nägel lackieren und den Kopf eincremen, und ich werde dir erzählen, was Kyle gesagt hat, und du wirst antworten: <Hab ich dir doch gesagt. Wie könnte er dich nicht lieben? Alle lieben dich.> Vielleicht kommen später Francie oder Jay Byrne vorbei und bringen uns alle zum Lachen, oder Granny sagt mal wieder was Unpassendes. Dann liegen wir zusammen im Bett und teilen uns ein Sandwich; du wirst so tun, als würdest du es essen, und ich tue so, als würde ich es dir glauben, und dann kuscheln wir. Ich werde dir sagen, dass ich dich liebe, und du wirst deine Nase in mein Haar stecken. Jetzt bin ich nur ein bisschen müde. Ich mach jetzt ein Nickerchen, und dann sehen wir uns später, okay, Ma? Bis bald.*

Als Juliet endlich einschlief, war das Kissen ihrer Mutter völlig durchnässt.

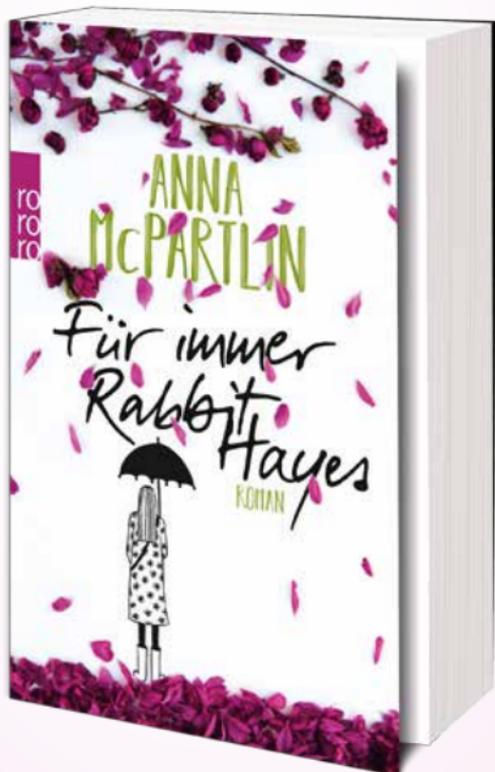


## Anna McPartlin

wurde 1972 in Dublin geboren und verbrachte dort ihre frühe Kindheit. Wegen einer Krankheit in ihrer engsten Familie zog sie als Teenager nach Kerry, wo Onkel und Tante sie als Pflegekind aufnahmen. Nach der Schule studierte Anna ziemlich unwillig Marketing. Nebenbei stand sie auch als Comedienne auf der Bühne, doch ihre wahre Liebe galt dem Schreiben, das sie bald zum Beruf machte. Bei der künstlerischen Arbeit lernte sie ihren späteren Ehemann Donal kennen. Mit ihm lebt sie heute in Dublin.

«Anna McParttin packt  
ganz viel Gefühl  
höchst unterhaltsam zwischen  
zwei Buchdeckel.»

Brigitte



448 Seiten, € 12,00 (D), € 12,40 (A)